

## Predigt über Markus 10,35-45

*Da gingen zu ihm Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, und sprachen: Meister, wir wollen, dass du für uns tust, um was wir dich bitten werden. Er sprach zu ihnen: Was wollt ihr, dass ich für euch tue? Sie sprachen zu ihm: Gib uns, dass wir sitzen einer zu deiner Rechten und einer zu deiner Linken in deiner Herrlichkeit. Jesus aber sprach zu ihnen: Ihr wisst nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke, oder beuch taufen lassen mit der Taufe, mit der ich getauft werde? Sie sprachen zu ihm: Ja, das können wir. Jesus aber sprach zu ihnen: Ihr werdet zwar den Kelch trinken, den ich trinke, und getauft werden mit der Taufe, mit der ich getauft werde; zu sitzen aber zu meiner Rechten oder zu meiner Linken, das steht mir nicht zu, euch zu geben, sondern das wird denen zuteil, für die es bestimmt ist. Und als das die Zehn hörten, wurden sie unwillig über Jakobus und Johannes. Da rief Jesus sie zu sich und sprach zu ihnen: Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. Aber so ist es unter euch nicht; sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.*

Ja, es wirkt schon kindlich-kindisch, wie die beiden Jünger Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, mit ihrer Bitte herausrücken. Eine Pauschalzusage erbetteln sie von Jesus, wollen erst danach sagen, worum es ihnen geht, das ist bestenfalls naiv, andererseits auch erstaunlich kurios, weil sie sich das kommende Gottesreich massiv irdisch, nicht im Geiste Jesu, vorstellen als ewige Festtafel mit genauer Rangordnung der Plätze. Der Schweizer Dichter und Pfarrer *Kurt Marti*, sonst mit Humor und Sprachwitz ausgezeichnet, reagiert kühl: *Der Wunsch der Zebedäus-Söhne bleibt mir fremd. Ich lebe 2000 Jahre später.* In der Tat, der Wunsch nach einem Ehrenplatz im Himmel kommt einem heutigen Protestanten antiquiert vor. Allerdings, im apokalyptischen Judentum der Zeit Jesu war das Reich Gottes gerade keine Utopie. Man rechnete vielmehr mit seinem baldigen Kommen, stellte sich diese Zukunft konkret vor und fragte sich: Wo werde ich dann stehen? Und noch mehr als anderthalb Jahrtausende später beschäftigte auch Christen, die nicht durch die Schule *Luthers* gegangen waren, die Frage der himmlischen Rangordnung, wie die Deckengemälde katholischer Barockkirchen belegen, die uns einen göttlichen Hofstaat vor Augen führen, in dem jeder seinen zwischen Nähe und Distanz zu den allerhöchsten Personen genau festgelegten Platz zugewiesen bekommt, festgelegt nach Maßgabe des jeweiligen Verdienstes durch das kirchliche Lehramt.

Geht es den Jüngern eher um Macht oder eher um Prestige oder doch um beides? Wollen sie eine Position, in der sie über andere Menschen zu regieren und zu richten haben, oder einen Platz, der eine besondere Ehre bedeutet? Die anderen Jünger reagieren verärgert – aber nicht, weil sie unsere Bedenken teilen, sondern weil Jakobus und Johannes ihnen zuvorgekommen sind. Sie haben laut ausgesprochen, was die anderen schon lange für sich selbst gewünscht, aber als etwas Ungehöriges in sich unterdrückt haben.

Vielleicht spiegeln sich in unserem Abschnitt auch Streitigkeiten innerhalb der Urgemeinde wider. Wer hatte die Jesus-Geschichten am besten aufbewahrt? Wer war ihm also am nächsten? Wen hatte Jesus bevollmächtigt, die entstehende Kirche zu leiten? Dann hätte die Urgemeinde in solchen Geschichten ihre Probleme im Umgang mit der Macht festgehalten. Wie auch immer: Jesus lehrt, dass unter seinen Jüngern die in menschlichen Gruppen üblichen Wertungen von Macht und Prestige radikal verändert sind. Wer eine besondere Rolle spielen will, diene den anderen. Wer eine Gruppe leiten will, sei ihr Knecht. Wer nach einer Führungsposition strebt, ordne sich den anderen unter und mache die Drecksarbeit für sie. Von einer *Top-Down-Struktur* spricht man in den Kommunikationswissenschaften im Blick auf Machthierarchien. *Aber so ist es unter euch nicht*, sagt Jesus. Dieser Indikativ hat es wahrlich in sich. Denn er

beschreibt ja ganz offensichtlich keinen verwirklichten Zustand. Die großen Kirchen, und das gilt eben leider auch für unsere, stehen ja geradezu exemplarisch für *top-down*-organisierte Institutionen. *Wie viele Divisionen hat der Papst?* Nun, Divisionen vielleicht nicht beziehungsweise nicht mehr, aber Geld und Macht und gute Verbindungen. Ein gewaltiger Apparat mit oben und unten und Ehren und Ämtern; eine gesellschaftlich relevante Gruppe mit Einfluss in der Öffentlichkeit, in den Schulen, in den Medien, das ist die Kirche, und daran haben auch wir teil. *So ist es unter euch nicht* – nein, das beschreibt keinen Zustand; diesen Indikativ müssen wir als verschärften Imperativ lesen.

Auf die Differenz reagieren wir mit Verdrängung. Das war in neutestamentlicher Zeit nicht anders, wie ein Seitenblick auf die Version zeigt, in der Matthäus die gleiche Geschichte erzählt. Er hielt es für ausgeschlossen, dass die beiden Apostel je einen so törichten Wunsch in ihrem Herzen gehegt hätten. Darum ändert er die ihm bekannte Markusvorlage, indem er den Wunsch der Jünger kurzerhand ihrer Mutter in den Mund legt. Der kirchliche Amtsträger, der für sich die oberste Macht als Hirte, Lehrer und Richter der Christenheit beansprucht, nennt sich auch *servus servorum*. Er demonstriert noch heute jährlich seine Demut, indem er öffentlich einer ausgewählten Gruppe von Menschen, bei dieser Gelegenheit auch gerne benachteiligter Menschen, die Füße wäscht. Auch in der Verdrängung kann man es zu wahrer Meisterschaft bringen. Dann suchen wir eben dadurch Prestige zu erlangen, dass wir durch die eigene Demut die anderen überrunden – in der evangelischen Kirche kein ganz unbekanntes Phänomen.

Heute sind wir uns zumeist einig darin, dass es nicht weiterhilft, Macht zu verdrängen oder zu negieren. Die Macht ist da. Wir fragen eher nach einem angemessenen Umgang mit der Macht. So heißt es in der *Barmer Theologischen Erklärung* unter Bezug auf unseren Zusammenhang: *Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.* Und weiter heißt es: *Die Schrift sagt uns, dass der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen.* Aus christlicher Sicht könnten wir sagen: Menschliche Macht ist immer abgeleitete Macht. Sie kann nur in Verantwortung vor Gott wahrgenommen werden.

*Der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.* Mit dieser Begründung weist Jesus das Ansinnen der beiden Jünger zurück und macht sich selbst zugleich zum Vorbild. Zum Vorbild? Für manch einen hat die *Vorbild-Christologie* ihre frühere Kraft verloren, anderen erscheint sie ohnehin als theologisch schwachbrüstig. Überlieferte Werte und Normen sind in Auflösung begriffen, nicht mehr verbindlich. Vorbilder sehen heute anders aus. Der Hinweis auf das Knechtsein Jesu dürfte kaum mehr einen Jugendlichen zum Dienen motivieren. Wirklich nicht? Und warum theologisch schwachbrüstig? Ein Vorbild wäre doch immerhin mehr als nichts: *Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr tut, was ich euch getan habe,* sagt Jesus im Johannesevangelium, nachdem er seinen Jüngern die Füße gewaschen hat. Wenn er ein Vorbild ist, dann ist er ein Vorbild wie keiner sonst. An unserer Stelle kommt allerdings noch das Wort vom *Lösegeld* hinzu. Damit nähern wir uns dem Thema des Karfreitags. Indem Jesus auf den Schutz von zwölf oder mehr Legionen Engel verzichtet, indem er die Rolle des stellvertretend leidenden Gottesknechts übernimmt, eröffnet er die neue Möglichkeit, Herrschen durch Dienen zu ersetzen.

Natürlich, auch hier gilt: Die Indikative beschreiben keinen Zustand, eher vielleicht eine begründete Hoffnung: Dahin wollen wir kommen. Als Gemeinde leben wir aus der Lebenshingabe Jesu, und wir würden unser Leben zerstören, wenn wir es nicht als Hingabe und in Hingabe führten. Arbeiten wir daran, dass man das von uns sagen kann.

Amen.